

# Ein Hauch Aufbruchstimmung

**ZÜRICH OPENAIR** Die wiedervereinten Libertines spielten vorgestern am Eröffnungabend des Zürich Openairs. Erst bei den Zugaben erinnerte die Band an ihre frühere Grösse.

So kannte und liebte man sie: Pete Doherty sang und schrie ins Mikrofon und bearbeitete daneben seine Gitarre, Carl stand dicht daneben, sang dazwischen, spielte dazwischen. Es tönte laut, es tönte ungestüm, es tönte nach wilder Aufbruchstimmung und zelebrierter Absage an alles Konforme. Und es tönte gut. Als die Libertines am Zürich Openair ihren Hit «What a Waster» spielten, spürte man, was diese Band einst ausgemacht hatte und weshalb sie heute noch als Festival-Headliner gehandelt wird.

Bis dahin war es allerdings ein harziges Konzert. Der Auftritt der Libertines am Mittwochabend, am Eröffnungabend des Zürich Openairs in Rümlang, begann schleppend. Die Band wirkte unkoordiniert und kam lange nicht richtig in die Gänge. Und als Schlagzeuger Gary Powell, Bassist

John Hassall und Frontmann Carl Barat endlich auftauchten, schien es, als ob beim zweiten Frontmann Pete Doherty die Luft längst schon wieder draussen war. Alles in allem drohte der Auftritt im besten Fall belanglos, im schlimmsten Fall ein Desaster zu werden. Einer jener Auftritte, wo sich eine längst zerbrochene Band nochmals zusammensetzt, um mit alten Hits ihre Kassen wieder zu füllen.

Dass dies durchaus auch ein Grund für die Libertines-Reunion war, das leugneten Barat und Doherty gar nie, als sie 2014 die zehn Jahre davor totesagten Libertines auferstehen liesssen und wieder zusammen auftraten.

Die Musikpresse war nach den ersten Auftritten aber begeistert, die Fans selig. Die Libertines spielten grosse Festivals und kleine Clubkonzerte und konnten bei

vielen Auftritten an ihre alten, guten Tage anknüpfen, als sie das Aufregendste in der Indie-Szene oder der Musikszene überhaupt waren. Sie erinnerten an damals, als ein junger Barat und ein junger Doherty gemeinsam Hits aus dem Handgelenk schüttelten und Hymnen entwarfen, bevor Drogen und Ruhm die Freundschaft und die Band zerbrechen liessen.

## Der Libertines-Vorhang wird hochgezogen

Diesen Sommer nun, am Zürich Openair, spielten diese wieder-auferstandenen Libertines zum ersten Mal in der Schweiz. Vorfreudige Anspannung knisterte in der Luft, als langsam ein riesiger Libertines-Vorhang hochgezogen wurde. Und sie löste sich auf in ausgelassenen Getanze vor der Bühne, als Doherty und Barat, Erster im grauen Anzug mit Hut, Zweiter in historischer Uniform und darunter enger schwarzer Lederjacke und schwarzer Jeans, auf die Bühne traten und zu spielen

anfangen. Die Fans verziehen ihnen, dass die Musik dünn und der Auftritt von Anfang an einem Pflichtprogramm glich. Hauptsache, die Helden der Jugend einmal live erleben schien die Devise zu sein.

Diese Helden derweil wurstelten sich auf der Bühne durch ein Set, das aus ihren grössten Hits – «Can't Stand Me Now», «Music When the Lights Go Out», aber nicht «What Became of the Likely Lads» – und einigen vergleichsweise schwächeren neuen Stücken bestand. Barat konnte zwar auf die soliden Powell und Hassall zählen und war präsent und energiegeladener, er hatte aber zunehmend Mühe, das Konzert alleine zu tragen.

Denn Doherty wirkte derweil oft unkonzentriert, sang sehr leise und verwarf mehrmals fast trotz der Hände oder gar den Mikrofonständer ins Publikum. In den wenigen Augenblicken, wo er sich fing, aber spielte er mühe-los und sorgte für die selten ein-

dringlichen Momente an diesem Abend.

## Jetzt endlich Spielfreude, Dynamik und Energie

Erst als die Band nach einem einstündigen Set noch einmal für die Zugabe auf die Bühne kam, konnte sie zu Grösse auflaufen. Was immer hinter dieser Bühne passiert war, es hatte gewirkt: Jetzt endlich war Doherty ganz da, jetzt kam Spielfreude und Dynamik und Energie in das Zusammenspiel der beiden Sänger. «Don't Look Back into the Sun» sangen sie, mit seinem vertrackten Gitarrenspiel, mit seiner eingängigen Melodie, mit seinem brüllenden Refrain. Und dann, grandios fast schon, «What a Waster».

Jetzt lachten die beiden Musiker zusammen, jetzt gingen sie aufeinander ein und man spürte die Vertrautheit, aus der damals diese Hits entstanden sind. Davon hätte man sich schon früher am Abend mehr gewünscht.

Claudia Peter



Die alte Vertrautheit ist wieder da. Es brauchte aber einen langen Anlauf, bis Pete Doherty (l.) und Carl Barat von den Libertines aufeinander eingingen – das war fast schon grandios. Leo Wyden

# Falstaff im Frack, das Podium als Bühne

**LUZERN** Humor ist Thema am Lucerne Festival. Giuseppe Verdis «Falstaff» schöpft aus vielseitig aus. Die Bamberger Symphoniker brachten die Musikkomödie glorios auf die Konzertbühne des KKL.

Falstaff ist ein Weltmann. Unter dem Namen Ambrogio Maestri ist er von Mailand bis London, von Wien bis New York überall anzutreffen, und auch in Zürich war er zu Gast, einfach überall, wo ein bedeutendes Opernhaus steht. Der italienische Bariton singt zwar auch viele andere Partien, aber die Titelrolle in Verdis altersweiser und witziger Komödie scheint ihm auf den Leib geschrieben. Und dieser Leib hat nicht nur Falstaff-Fülle, sondern auch die entsprechende vokale Statur. Ob er poltert oder sinniert, ob er voluminös seinen Bauch hochleben lässt oder schmächtigt an die Zeit erinnert, als er noch ein ganz schlanker Page war –

Maestri serviert das nicht nur facettenreich und raumfüllend, seine Buffonerie kann auch etwas untergewichtig gar sehr auf das Publikum schielen. Dazu verführte wohl erst recht das Spiel auf dem Konzertpodium des KKL.

Eine «konzertante Aufführung» war das somit nicht, was im 13. Sinfoniekonzert (!) des Festivals geboten wurde. Nicht nur für den Darsteller des Falstaff, sondern für das ganze Ensemble galt, dass der freie Streifen vor dem Orchester zur Opernbühne wurde. Was fehlte, war das Bühnenbild – und der Wäschekorb: In der grossen turbulenten Szene, in der dieses Requisite eine tragende Rolle spielt, wünschte man sich die Inszenierung herbei. Für die letzte Szene reichte dann wieder ein wenig grünes Licht im Saal: Den nächtlichen Waldspuk illuminierten die Bamberger Symphoniker mit aller Delikatesse von Verdis wunderbarer «Sommernachts- traum»-Musik.

Zu bewundern ist an «Falstaff» ja überhaupt der orchestrale Beziehungsreichtum, die Differenziertheit der mal wuchtigen, mal filigranen Instrumentation mit all ihren köstlichen lautmalerschen und gestischen Anspielungen, mit ihren Stilparodien und szenischen Effekten. Auch ein «Bacio sonoro» ist da in Noten gesetzt.

## Der Dirigent im Spiel

Es überrascht nicht, dass mit dem Orchester auf der Bühne der Dirigent selber zu einer Art dramatischer Figur wird: Jonathan Nott spielte diese Rolle lustvoll und souverän präsent und im besten Kontakt mit dem Ensemble. Dass dieses vom Orchester auf Augenhöhe nie bedrängt wird (eher bleiben die Holzbläser manchmal zu sehr im Hintergrund), dafür hat auch der Komponist gesorgt, der seine Sänger hervorragend bedient in den kleinen wie in den grossen Partien. Und diese nutzen die Chancen, Paolo Fanale als

strahlender Fenton, Carolina Ullrich als anmutige Nanetta etwa, vor allem auch Elisabeth Kulman, als spielerisch souveräne Mrs. Quickly, die Perle unter den «lustigen Weibern». Klar wurde deren zwiespältiges Spiel mit Falstaff auch durch Eva Mei als Alice Ford und Jana Kurucová als Mrs. Meg

«Lauf dahin auf deinem Weg, solange du kannst, lustiges Original eines Schurken; ewig wahr, hinter jeglicher Maske, zu jeder Zeit, an jedem Ort!»

Giuseppe Verdi

Page. Da wurde klar, dass der heruntergekommene Ritter, der aber auch eine Welt von Poesie, Sinnlichkeit und anarchischer Freiheit verkörpert, für die Bürgerwelt eine Herausforderung ist, die sie nicht besteht. Die Männer schon gar nicht, deren Hauptrepräsentant der reiche Bürger und Ehemann Ford wie Falstaff in Baritonlage singt, allerdings ganz seriös – und unfreiwillig komisch. Während Falstaff nur lächerlich gemacht wird, macht sich dieser ins Bockshorn gejagte Ehrenmann, den Fabio Capitanucci mit recht verstockter Stimme gab, selber lächerlich.

Die Menschen sind geborene Narren, lautet das Fazit. Es ist komisch und ernst zugleich, wie es eine Fuge als Finale einer Oper nur sein kann. Kein luftiger Kehraus, sondern ein gemeisselter Schlussstein war «Tutto nel mondo è burla» auch an diesem heiteren Abend am Lucerne Festival.

Herbert Büttiker

## DVD Tipps

### Kollektive Trauerarbeit



**Verstehen Sie die Béliers?**  
Eric Lartigau, Concorde  
★★★★

Die Béliers sind Bauern in der Provinz. Vater, Mutter und Sohn sind gehörlos, nur die 16-jährige Paula hört und spricht. Als der Musiklehrer ihr Gesangstalent entdeckt und sie nach Paris ans Konservatorium schicken will, gerät das Mädchen in einen Wissenskonflikt. «Verstehen Sie die Béliers?», Familienkomödie und Coming-of-Age-Drama in einem, war in Frankreich ein Hit, obwohl die Handlung insgesamt absehbar und die Inszenierung meist einfallslos ist. Auch macht das Verhalten der Protagonisten wiederholt keinen Sinn und zu oft wird die Glaubwürdigkeit einer Szene einer Pointe geopfert. Erst gegen Ende packt der Film, etwa wenn der Ton bei Paulas erstem Auftritt ausgeblendet wird und man die Darbietung wie ihre Eltern erlebt. Den Erfolg in Frankreich erklärt wohl die Besetzung Paulas durch Louane Emera. Die junge Sängerin wirkte ein Jahr lang in einer Castingshow mit. In dieser Zeit verlor sie nacheinander Vater und Mutter, denen sie beim TV-Auftritt jeweils ein Lied widmete. Louanes Verlust, an dem die Öffentlichkeit grossen Anteil nahm, wird im Film entschärft und als Emanzipationsprozess von den Eltern positiv umgedeutet. So ermöglicht Kino kollektive Trauerarbeit.

### Schweigen mit gutem Gewissen



**Cinderella**  
Kenneth Branagh, Disney  
★★★★

Die Geschichte von Aschenputtel, die auf Englisch Cinderella heisst, kennen alle. Das verdankt sich nicht zuletzt Walt Disneys Trickfilm von 1950. Er ist denn auch die Vorlage für Kenneth Branaghs Remake, einen Mix aus Real- und Animationsfilm. Darin wirken Stars wie Cate Blanchett, Derek Jacobi und Stellan Skarsgård mit sowie die erst aus TV-Serien bekannten Newcomer Lily James und Richard Madden als geschundene Bürgerstochter und strahlender Prinz. Anders als im Märchen-Potpourri «Into the Woods» wird dem Stoff leider nicht Tiefe abgewonnen und keine ironische Umdeutung versucht. Branaghs Version folgt dem simpleren Motto «Kitsch mit Stil». «Cinderella» soll ohne Wenn und Aber Augen, Ohr und Herz erfreuen. Damit man dabei kein schlechtes Gewissen hat, signalisiert der Regisseur von Anfang an, dass die knallbunte-opulente Beschwörung der letztlich heilen Märchenwelt nicht ernst gemeint ist: Zwei offensichtlich animierte blaue Vögelchen, die sich fliegend schon vor Disneys Schloss-Logo kreuzten, führen lustig zwitschernd Kamera und Publikum zu den Protagonisten. Auf ähnliche Weise setzt Branagh in jeder Szene eins drauf und schafft so augenzwinkernd Distanz. Tibor de Viragh